

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 6

Sonntag den 6. Februar

1916

Der rote Schmetterling.

Roman von Matthias Biank.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Dann wartete Doktor Kummel auf Fragen. Aber Hartmann beantwortete nur den Springerzug seines Gegners.

„Und wer glaubt ihr wohl, wer die Unbekannte sein könnte?“ fragte Doktor Kummel schon etwas verstimmt darüber, daß seine Nachricht kein größeres Aufsehen erregt hatte.

Hans Thorn antwortete als erster:

„Ich habe gar kein Interesse daran. Sie bleibt für mich der rote Schmetterling. So war es ja wohl auch vereinbart. Sie bedeutete ein flüchtiges Abenteuer, einen vergnügten Nachmittag, vielleicht eine Illusion.“

„Eine Illusion! Ahnungslos hast du die Wahrheit gesprochen. Und du, Friß?“

„Mir ist es gleichgültig. Was kümmert mich ein Name? Wenn ich die Skizze erst in Del ausgeführt haben werde, der rote Schmetterling scharf kontrastierend mit dem hellen Grün des jungen Laubes, dann ist mir das Erlebnis eben der Anlaß zu einem neuen Werk, sonst nichts mehr.“

„Natürlich! Warum solltet ihr euch seit jenem Spaziergang geändert haben? Es ist jeder der gleiche geblieben. Aber deshalb sollt ihr die Wahrheit doch erfahren. Außerdem könnt ihr darüber ja bald in allen Zeitungen lesen. Der rote Schmetterling war die Frau des Direktors Löwenberg, der gestern ermordet worden ist.“

„So!“ Eine ziemlich gleichgültige Zustimmung war die Antwort.

Dies schien Doktor Kummel abermals zu ärgern, der nun mit etwas gereizter Stimme hinzufügte:

„Außerdem ist der rote Schmetterling eine Gattenmörderin, denn gestern ist sie nach der Tat aus München entflohen. Ein Haftbefehl ist bereits auf ihrer Spur.“

„Das ist nicht möglich!“

Während Hans Thorn bisher weitergespielt hatte, legte er nun den König um, als Zeichen, daß er die Partie aufgeben wollte. Das Interesse am Spiel war vorbei.

Nur Friß Hartmann zog die Schultern hoch; er war auch dafür teilnahmslos, denn er hatte nur die Formen und die Linien eines interessanten Gesichtes gesehen. Und diese Linien und Formen waren ja jetzt sein Besitz.

Umso größer war die Erregung von Hans Thorn:

„Ich glaube es nicht.“

„Du wirst aber an den Tatsachen nichts ändern können.“

„Gar nichts! Ich selbst habe heute den Haftbefehl gefordert, denn

eine andere Möglichkeit, als daß der rote Schmetterling die Täterin ist, gibt es nicht.“

„Es müssen Irrtümer sein!“ Mit seinem leidenschaftlichen Temperament stellte Hans Thorn diese Behauptung auf; in seiner Erinnerung sah er von jenem roten Schmetterling immer nur die Augen, die von schweren Werten sprachen, die in dem jugendlichen Gesichte wie fremd erschienen, denn es waren Augen, die bereits viel gesehen und noch mehr erlebt haben mußten. Dabei schienen in den Blicken gleichzeitig eine Träumernatur zu sein.

Niemals aber waren es die Augen einer Mörderin.

„Es sprechen aber alle Indizien für ihre Schuld,“ beharrte Staatsanwalt Doktor Kummel.

„Ein kluger Mann soll einmal das Wort gebraucht haben, Indizien seien auch nur für Justizirrtümer erschaffen.“

„Solche Redensarten sind nicht schwer zu erfinden. Aber an irgendwelche Tatsachen und Beweisschlüsse muß sich die Kriminalistik halten. Hört nur erst auf die Beweise!“

„Gut! Erzähle!“

IX.

Doktor Leo Kummel gab zusammenfassend die Einzelheiten des Falles Löwenberg bekannt und betonte dabei besonders den belauschten Streit zwischen den Gatten mit den so charakteristischen Neußerungen, schilderte die Flucht der Frau Erna Löwenberg unter Mitnahme des Geldes und verschwieg auch nicht mehr, daß er sie selbst am Abend am Bahnhofe gesehen hatte, als sie mit der Reisetasche in der Schalterhalle die Fahrkarte zur Flucht kaufte.

Er wurde bei seinen Auseinandersetzungen nicht unterbrochen.

Erst als er schwieg und die Freunde mit einem überlegenen Lächeln ansah, zog Friß Hartmann die Schultern hoch und entgegnete als erster:

„Das alles berührt mich nicht. Was mir der rote Schmetterling war, das besitze ich. Und das andere? Mir war der rote Schmetterling niemals die Frau Löwenberg. Was kümmert mich also, was Frau Erna Löwenberg getan haben soll?“

Aber Hans Thorn war nicht der gleichen Ansicht.

Was seine Phantasie aus dem roten Schmetterling gestaltet hatte, was seine schwärmerische Natur gesehen, das wollte er auch jetzt nicht preisgeben. Das eine mußte ja wohl Tatsache sein, daß jene

Frau geflohen war, daß sie sich durch Flucht den Weg zur Freiheit zu retten versucht hatte; aber da sie nun fern war, da sie wohl auch gar nicht wußte, welche Anklage ihr folgte, so konnte sie sich dagegen auch nicht auflehnen und sich nicht verteidigen.



Generalfeldmarschall Graf von Haeseler,
feierte seinen 80. Geburtstag.

in seinem Ohre noch wie glücklich der sein müsse, der über Träumen vergessen konnte. So rebete keine Mörderin.

„Ich glaube es nicht! Sie kann doch auch entflohen sein, ehe noch jene angekündigte Fortsetzung der Unterredung stattgefunden hatte.“

„Das hätte sie lange vorher schon tun können. Sie hätte sicherlich nicht so lange gewartet, wenn eine Flucht in ihrem Interesse gewesen wäre. Die ausdrückliche Erklärung von Löwenberg hatte doch gelaute, der Weg zu ihrer Freiheit könne nur über seine Leiche gehen. Ihre Antwort, daß die Verzweiflung selbst da vor nicht zurückschrecken könnte, ist doch zweifellos eine Bestätigung.“

Für ein paar Augenblicke kniff Hans Thorn die Lippen aufeinander. Dann antwortete er:

„Aber mit der gleichen Wahrscheinlichkeit könnte doch jene andere die Tat begangen haben, die sich melden ließ, ohne ihren Namen zu nennen. Niemand hat deren Fortgehen bemerkt. Gegen halb fünf soll sie sich gemeldet haben und gegen fünf soll der Mord begangen worden sein.“

„Was ist natürlicher, als daß nicht jeder gleich seinen Namen nennen will. Für die Tat durch jene Fremde gibt es keinen richtigen Beweggrund, denn es ist nichts gestohlen und nichts durchsucht worden. Dagegen besteht bei Frau Erna Löwenberg eine ernste Begründung für die Tat: Haß! Der Haß aber ist einer jeden Tat fähig.“

„Aber der rote Schmetterling nicht.“

Da lachte Doktor Kummel:

„Sehr gut! Was du bei der Unbekannten ohne weiters als möglich erscheinen läßt, das leugnest du bei Erna Löwenberg, trotzdem dabei die Ursachen viel überzeugender sind.“

„Ihre Augen sind nicht die einer Mörderin.“

„Natürlich! Du bist schon mitten im Abenteuer. Du fühlst dich wohl schon als Troubadour, als fahrender Ritter, der für die Ehre seiner Dame kämpft? Damals kämpfte man auf dem Turnierplatze, und du als moderner Ritter der Minne kannst als Detektiv aus Liebhaberei die Rolle eines Kriminalisten spielen, um die Erwählte vor dem Zuchthause zu retten. Vielleicht wirst du darüber noch als moderner Troubadour gefeiert werden.“

Diese Worte triefen von Spott, aber das entflammte die Leidenschaftlichkeit Hans Thorns nur noch mehr.

„Es wäre nicht der erste Justizirrtum. Und vielleicht kann ich die Rettung des roten Schmetterlings auch versuchen.“

„Das wäre hübsch! Dann wird sich zeigen, ob phantastische Erfindung über Tatsachen siegt.“

An diesem Wortwechsel beteiligte sich Fritz Hartmann weiter nicht mehr; ihm war alles gleichgültig; denn was ihm an den roten Schmetterling schön und fesselnd erschienen war, das hatte seine Kunst festgehalten. Der Persönlichkeit von Frau Erna Löwenberg selbst aber blieb ihm fremd.

Anderes war es bei Hans Thorn; seine Phantasie hatte aus dem roten Schmetterling, der nur einmal sein Leben gekreuzt hatte, irgend ein Phantom geschaffen, vielleicht mit umso mehr Seltsamkeiten, da er auf eine nochmalige Begegnung, auf eine Fortsetzung des damals Erlebten nie hoffte. Und dieses in seiner Einbildung geschaffene Bild wollte er sich nicht zerstören lassen.

Ein anderes Empfinden war in Doktor Kummel; damals war von der Fremden sein ungestüm durchbrechendes Verlangen, das eine Begegnung für später gefordert hatte, barsch abgewiesen worden; auf dem Bahnhofsplatze, wo ihn die gleiche Leidenschaft zu der Fremden hingeführt, hatte sie ihn verleugnet, und daher gewährte es ihm eine gewisse Befriedigung, in dem roten Schmetterling eine Mörderin zu wissen.

Für diesen Nachmittag hatte Hans Thorn die Stimmung für eine Schachpartie verloren.

Doktor Kummel war nach seinem Bureau ins Justizpalast gegangen, während Hartmann noch in seinem Atelier arbeiten wollte.

Hans Thorn schlenderte noch einige Zeit durch die Straßen; dabei aber irren seine Gedanken immer wieder zu dem roten Schmetterling.

Nein! Er wollte nicht an die gräßliche Schuld glauben. In den Beweisen, die Doktor Kummel so rasch überzeugt hatten, mußte es eine Lücke geben. Die vor jenem Manne geflohen war, den sie nicht lieben konnte, ja, den sie haßte, der ihr Leben so sehr

Lippengepölen — sie wußte nichts von den Anklagen, die sich an ihre Spur hefteten und die ihr wie ein Fluch folgten. Sie konnte sich nicht verteidigen! Und wenn ihre Flucht gelang, so daß sich ihre Spur verlieren sollte, dann lastete auf ihren Namen doch für alle Zeit der ungeheuerliche Verdacht.

Er selbst glaubte nicht daran.

Aber konnte er ihr helfen?

Müßte er es nicht wenigstens versuchen?

Aber für welchen Dank? Ihr Leben und seines würden nie etwas gemeinsames besitzen, aber durfte einer, der einen Mitmenschen aus Todesgefahr retten kann, erst nach dem Lohne für solche Tat fragen?

Nein!

Warum zögerte er dann, seine Tatkräft für den roten Schmetterling einzusetzen?

War er nicht selbst dafür eingetreten, daß die Menschen nicht anders geworden waren, daß es immer noch Ritter geben mußte, die für die Erwählte oder für Bedrängte kämpften? War das nicht das Abenteuer, das er suchte?

Aber was vermochte er denn in diesem Falle zu tun?

Die Anklage suchte nach Beweisen für ihre Schuld; ein berufsmäßiger Ankläger konnte nur von dem Bestreben beherrscht sein, die Angeklagte vollends zu überführen.

Konnte er der Anklage entgegen arbeiten? Konnte er nach den Beweisen suchen, die die bereits gefundenen Indizien entkräften würden?

Ihm selbst fehlte dafür jede berufsmäßige Erfahrung.

Mit einem Male, wie von einem unverhofften Gedanken überrascht, blieb er stehen.

Daß er daran nicht sofort gedacht hatte?

Er kannte doch Fred Farland, den Allerwelts-Farland. Er konnte sich sogar dessen Freund nennen.

Diesem mußte er aussuchen, der würde sicherlich Rat schaffen.

Und sein Schritt beschleunigte sich bei diesem Gedanken.

Fred Farland war in München eine sehr bekannte Persönlichkeit; man konnte ihm bei einem Wohltätigkeitsfeste im Odeonkassino eben so gut begegnen wie in einer Loge des Prinzregententheaters oder sogar auch in irgend einer Vorstadt-Kneipe; wenn eine Firma in Zahlungsschwierigkeit geriet, dann wußte Fred Farland zuerst davon, und über die kleinen, interessanten Geschichten der Gesellschaft wußte niemand so gut Bescheid wie er. Dabei war aber seine Verschwiegenheit ebenso bekannt wie seine Zuverlässigkeit. Mit sehr jungen Jahren war er von irgend einer Provinz-

stadt gekommen; er hatte in einer kleinen Auskunftsstelle Stellung gefunden, sich dort allmählich unentbehrlich gemacht, dann durch eine geschickte Anpassungsfähigkeit dem Namen der Auskunftsstelle einen begehrten Ruf verschafft. Schließlich wurde er der alleinige Leiter und zuletzt auch Inhaber.

Fred Farland war eine große, breitschulterige Gestalt mit rundem, bartlosem Gesichte, kurz geschorenen Haaren und mit kleinen, klugen Augen. Jede seiner Bewegungen war von beachtlicher Langsamkeit, als wäre ihm Eile völlig unbekannt. Nervosität schien ihm fremd.

Seine Art zu sprechen, sicherte ihm stets die Sympathien, und so gelang es ihm stets, das zu erfahren, was er zu wissen begehrte. Mehrere Banken von Ruf hatten Fred Farland zum Sachverständigen ernannt.

In einer alten Straße der Stadt war das Bureau Farlands. Hans Thorn mußte erst über einen alten Hofraum, dann über halbdunkle, schmale Treppen.

Auf sein Läuten öffnete ein Mädchen.

Hans Thorn nannte seinen Namen; da wurde er nicht erst in das große Bureau geführt, in dem mehrere Schreibmaschinen klapperten und in dem in mächtigen Schränken das umfangreiche Archiv dieser größten Auskunftsstelle der Stadt war, sondern Fred Farland empfing ihn sogleich in seinem Privatzimmer.

„Du hast dich allmählich selten gemacht, und wir haben doch schon vergnügte Abende verlebt. Bist du in einer geschäftlichen Angelegenheit gekommen oder in unverhoffter, freundschaftlicher Aufwallung?“

„Es ist wohl zunächst etwas Geschäftliches.“

„Hast du Geld ausgeborgt? Willst du dich irgendwo beteiligen? Traust du deinem Verleger nicht?“



Aus König Nikitas Glückstage.

Der montenegrinische Fürst vor seinem Palast in Cetinje.

„Nein! Es ist eine ganz andere Sache.“
 „Dann erzähle!“
 „Du hast doch gewiß auch von dem Falle Löwenberg gelesen?“
 „Gewiß! Die Zeitungen wissen ja nichts anderes zu berichten.“
 „Ja! Soweit dies eben aus den Zeitungsnachrichten zu entnehmen ist.“
 „Du wirst auch wissen, daß gegen die verschwundene Frau ein Haftbefehl erlassen werden soll.“
 „Ja! Ich kenne auch die Beweise für diese Annahme.“
 „Gut! Dann brauche ich dir nicht viel zu erklären. Ich verstehe nichts von Kriminaluntersuchungen. Du aber hast Erfahrungen in diesen Dingen. Ich möchte dir den ausdrücklichen Auftrag geben, Beweise für die Schuldllosigkeit dieser Frau zu suchen.“

Fred Jarland antwortete nicht sofort; er lehnte sich in den Klubsessel zurück, legte den rechten Fuß über das linke und sah den Freund eine Weile forschend an. Dann erklärte er kopfschüttelnd:
 „Ich verstehe das nicht! Du verkehrtest nie im Hause Löwenberg. Ich weiß das, denn ich war einige Male unter den Gästen. Warum gibst gerade du mir den Auftrag? Für wen tuft du es?“
 „Für mich!“
 „Aber dann mußt du doch mit Frau Erna Löwenberg über die Ereignisse gesprochen haben?“
 „Nein!“
 „Oder du weißt, wo sie zu finden sein würde?“
 „Auch nicht!“
 „Aber welches Interesse hast du daran, daß nach Beweisen für ihre Schuldllosigkeit gesucht werden soll? Das wird kostspielig werden.“
 „Das ist gleichgültig.“
 „Und schließlich wäre nichts weiter zu erfahren, als daß sie doch die Mörderin gewesen war.“
 „Das glaube ich nicht.“
 „Liebst du die Frau?“
 „Nein! Ich habe nur das Empfinden, daß sie schuldlos sein muß und daß sie sich nicht verteidigen kann.“
 „Höre, wenn ich dich nicht als einen klugen Menschen kennen gelernt hätte, würde ich jetzt an deiner Zurechnungsfähigkeit zu zweifeln beginnen. Nur deshalb gibst du dein Geld für einen solchen Auftrag her?“
 „Ja!“

Da erhob sich Fred Jarland.
 „Du bist wirklich ein merkwürdiger Mensch. Jedenfalls erhoffst du dir einen besonderen Lohn?“
 „Nein! Rettet man einen Ertrinkenden, weil man sich einen Lohn erhofft?“
 „Schon gut! Ich werde ja nicht mehr weiter fragen. Wenn du morgen um diese Zeit wieder kommen willst, dann werde ich dir schon etwas mehr mitteilen können. Den Auftrag werde ich so gut ausführen, als dies bei einem Privatinstitute eben möglich ist.“

X.

In dem großen Sektionsaale des östlichen Friedhofes lag auf weißem Marmortische der Körper des Ermordeten.
 Es war ein herrlicher Frühlingstag. Der blaue, wolkenlose Himmel schickte seine grellen Sonnenstrahlen durch die hohen Fenster herein, die über den Boden hinkuschten und auf demselben helle Sonnenflecke zeichneten.
 Der Landgerichtsarzt und sein Assistent, beide in weißen Schürzen, prüften die Instrumente, die in einer braunen Ledertasche lagen.
 Der Ermittlungsrichter war mit seinem Sekretär erschienen, der auf einem Tischchen Ordnung schaffte, um dort das Protokoll der gerichtlichen Leichenöffnung niederzuschreiben.
 Mit Kommissär Neher erschienen zwei Zeugen, der Diener und der Chauffeur aus der Villa Löwenberg, die den Toten zuerst entdeckt hatten. Die Zeugen mußten die Identität jenes Toten auf dem Marmortische mit dem Ermordeten bestätigen.
 Mit einem kurzen Kopfnicken geschah es, worauf sie darüber ein Schriftstück unterzeichneten. Auf den Beinen, als scheuten sie sich vor dem Toten, gingen sie wieder aus dem Saale, von dem Kommissär begleitet.

Draußen erklärte der Diener:
 „Wir haben doch noch den gesetzlichen Anspruch für einen halbjährigen Lohn. Wann bekommen wir diesen ausbezahlt?“
 Es muß erst der Nachlaß des Toten geregelt werden; es steht ja auch gar nicht fest, wer dabei als Erbe in Betracht kommen wird.“
 „Das wird doch wohl seine Frau sein.“
 „So scheint es; über deren Erbschaftsanspruch kann erst später verhandelt werden.“
 „Die Villa ist gerichtlich versperret,“ erklärte der Diener weiter.
 „Wir dürfen nur die Sachen mitnehmen, die wir auf unseren Zimmern hatten. Aber die in der Villa noch vorhandenen verschiedenen Dienerschaftsanzüge, und noch andere Kleinigkeiten sind ebenfalls unser Eigentum.“
 Der Chauffeur fügte hinzu:
 „Der gelbe Automantel gehört mir; und die Werkzeuge im Autoschuppen habe ich mitgebracht.“
 „Sie müssen das dem Nachlaßrichter erklären. Ich werde mit diesem heute noch Rücksprache nehmen. Sie brauchen ihn dann morgen nur aufzusuchen.“

Er gab ihnen den Namen des Nachlaßrichters an und erklärte auch, wo sie diesen finden könnten.
 Mit dieser Auskunft waren sie zufrieden, worauf Kommissär Neher wieder in den Sektionsraum zurückkehrte.
 Dort hatten die beiden Aerzte bereits mit ihrer Tätigkeit begonnen.
 Es war nichts zu hören, als ab und zu das Klirren eines Instrumentes und die monotone Stimme des Landgerichtsarztes, der dem Sekretär den Befund der Leichenschau diktierte.
 Das Schlussergebnis war kein anderes, als das schon vom Polizeiarzte bestimmte; das Urteil stimmte mit dessen Angaben vollständig überein.
 Die beiden Aerzte und auch der Ermittlungsrichter fuhren nach Beendigung ihrer Arbeit mit einer Droschke nach der Stadt zurück, während der Kommissär einen Straßenbahnwagen bestieg.



Prinz Peter von Montenegro (rechts), der Führer der am Vovcen geschlagenen montenegrinischen Truppen, und sein Bruder Mirko.

Seine Absicht war, den Nachlaßrichter aufzusuchen, der nun wohl schon auf Grund der beschlagnahmten Papiere und Schriftstücke ein ungefähres Bild über die geschäftlichen Verhältnisse und Beziehungen würde geben können. Es war ja nicht ganz ausgeschlossen, daß der Fall dadurch eine andere Erklärung finden konnte.
 Die bisherigen weiteren Ergebnisse hatten für den Kommissär Neher nichts Neues gebracht; die Besucherin, die kurz vor dem Morde bei Manfred Löwenberg war, hatte sich nicht gemeldet. Ihre Spur war bisher völlig verschollen geblieben. Auch Frau Erna war nicht zurückgekehrt und hatte keine Nachricht geschickt. Es war daher immer noch zweifelhaft, auf welche der beiden Frauen der Hauptverdacht fiel.

Doktor Hainer war der Nachlaßrichter, eine lange, hagere Erscheinung mit vorstehenden Backennochen und wenig gepflegtem, buschigem Schnurrbart.

Da er in Kommissär Neher's Gegenwart alle Papiere und Schriftstücke aus der Villa Löwenberg hatte schaffen lassen, so erkannte er diesen auch sogleich wieder.
 „Ich kann mir denken, in welcher Angelegenheit Sie mich aufsuchen. Wir werden darüber wohl länger zu sprechen haben. Setzen Sie sich doch!“

Der Kommissär gehorchte der Aufforderung.
 „Was wissen Sie zunächst über die Vergangenheit dieses Manfred Löwenberg?“

„Es ist nicht sehr viel. Er kam vor mehreren Jahren nach München, kaufte die Villa am Bavariaring und führte ein offenes Haus, das Gäste gerne sah und sehr entgegenkommend aufnahm. Sehr beträchtliche Geldspenden bei besonderen Gelegenheiten verschafften Löwenberg in den vornehmsten Kreisen Zutritt. Dazu kam die eigenartige Schönheit der Frau Erna Löwenberg, die überall gefeiert wurde.“

„Das ungefähr wußte ich bereits,“ war Doktor Hainers Entgegnung. „Aber das genügt nicht! Was wußte man von den Geschäften des Ermordeten, von seinem angeblichen Vermögen?“

„Da er bedeutende Summen ausgab und in der Villa Löwenberg oft Veranstaltungen stattfanden, die manchmal wohl au-

erlos
 twall
 s.
 ohin
 schen
 lten.
 e am
 eiter-
 nes-
 nder
 opel
 ürfe.
 dlich
 igen
 Qua-
 war
 fuhr
 hlaß-
 Das
 chön
 agen
 mit
 ation
 ssen,
 Ruhe
 Herr-
 wir
 Bel-
 aus-
 erem
 Nach
 chen
 hten
 scher
 wir
 fährt
 aber
 Ba-
 sch-
 wo
 rgen
 des
 hens
 ehte
 elde,
 kreis
 opel-
 den
 ran-
 sich
 Aus-
 altan
 i der
 voll-
 denn
 eine
 sere
 dlich
 den
 ende
 ation
 ten.
 allen
 eßen
 hand
 und
 zum
 igen
 ver-
 bezu
 aus.
 mit
 einer
 stücke
 inden
 offer
 niver
 den
 a ich
 mich
 der
 rbei,

Annahme verbietet, daß er ein entsprechendes Vermögen haben müsse. Außerdem soll er Direktor oder Besitzer oder Aufsichtsrat mehrerer industrieller Unternehmungen in Rußland gewesen sein.

„Er soll! Wußte irgend jemand Namen?“

„Wir sind keine Bekannte.“

„Gut! Nun sollen Sie erst hören, was die genaue Prüfung der Papiere erbracht hat. Irgendwelches Vermögen in bar, in Bantanzweisungen, Noten und so weiter fand sich nicht vor. So wenig konnte ich finden, daß damit nicht einmal die gesetzlichen Forderungen der Dienerschaft gedeckt werden könnten. Es fand sich aber auch kein Depotschein irgend einer Bank, kein Scheckbuch, nichts ähnliches, das ein irgendwie angelegtes Vermögen hätte vermuten lassen.“

„Das verstehe ich nicht. Die Summen, die er jeweils gezeichnet hatte, wären von ihm doch immer auch bezahlt worden.“

„Ich weiß es! Aber nach den Durchsuchungen, die ich mit peinlichster Sorgfalt geführt habe, liegt nicht das mindeste Vermögen vor. Ich habe noch mehr getan; ich telephonierte alle Banken der Stadt an, aber bei keiner lag ein Vermögen von Manfred Löwenberg; er hatte auch früher nie irgend welche Summen bei irgend einem Bankinstitute hinterlegt gehabt. Es hat also den Anschein, als hätte der Tote überhaupt kein Vermögen besessen.“

„Dann hat er wohl aus den verschiedenen Unternehmungen beträchtliche Summen bezogen.“ erklärte Kommissar Neher.

„Aus welchen?“

„Ich denke, in den Papieren werden sie schon genannt sein.“

„Nein! Es fand sich nicht der bescheidenste Anteilsschein an irgend einem Unternehmen; auch konnte ich keine geschäftlichen Abrechnungen finden, die derartiges vermuten lassen würden. Es war auch kein Briefwechsel mit irgend einem Unternehmen vorhanden. Bei meinen Untersuchungen kam ich zu dem gleichen Ergebnis wie bei der Feststellung des angeblichen Vermögens; man konnte für die Annahme, daß Löwenberg bei geschäftlichen Unternehmungen beteiligt gewesen sei, nicht den geringsten Beweis vorfinden.“

„Aber was steht denn in all den Schriftstücken?“

„Lesen Sie selbst einen solchen Brief! Hier! Es ist dies eines von den vielen, merkwürdigen Schriftstücken.“

Die Hand des Kommissärs griff danach, und je weiter er dabei las, umso verwundeter wurde sein Kopfschütteln.

Der Brief lautete:

Kiew, 2. Dezember.

„Zwei Werst Weg. Vorbei an drei Aehren. Sende Mehl, aber in nassen Säcken, die du leicht erhalten kannst. Dreitausend Stahlfedern unterwegs. Milch ist selten, und der Zug der Vögel geht nach Norden. Es ist umsonst, Einläufe zu machen, aber Verkäufer gibt es genug. Warte auf mich. Tiganoff.“

Kommissar Neher gab den Brief zurück.

„Das klingt ja ganz verworren und sinnlos.“

„Und so ähnlich lauten fast alle Briefe, anscheinend alles zwecklose Worte! Ueber irgendwelche Geschäftsbeteiligung fand sich jedenfalls kein Anhaltspunkt.“

„Offenbar handelt es sich in den Briefen um eine Geheimschrift.“ gab der Kommissar zu bedenken.

„Sie können alle Briefe erhalten und sie daraufhin nachprüfen. Das ist ja nicht meine Aufgabe! Für den Nachlass kommen nur einige hundert Mark in Betracht und die Villa.“

„Fand sich sonst etwas vor, das vielleicht über den Mord Aufklärung geben könnte?“

„Nein! Das gesamte Material steht Ihnen natürlich zur Verfügung.“

(Fortsetzung folgt.)

Stizze von Werner Granville-Schmidt.
(Nachdruck verboten.)

Lautlos verfolgte der Militärballon hoch im Aether seine Bahn und schweigend blickten die beiden Insassen, zwei Offiziere, über den Gondelrand zur Erde hinab. Tief unter ihnen lag das Häusermeer einer Großstadt. Wie ein zierliches Spielzeug mutete es hier oben an, und der Strom, der die gewaltigen Dzeanriesen auf seinem Rücken dem Meere zutrug, zog sich wie ein breites Silberband durch das grüne Land.

„Wenn der Wind so beständig bleibt, werden wir in der Nähe der russischen Grenze landen.“ meinte der Ballonführer, Hauptmann Ehlert, und warf einen prüfenden Blick nach dem Fährchen, das lustig an der Außenhülle des Ballons flatterte. „Allerdings soll der Wind später nach rechts drehen; aber dann werden wir unser Ziel wohl schon erreicht haben.“

Blutigrot ging jetzt im Westen die Sonne unter die Kimm; aber die Art und Weise, wie sie sich hinter den Wolken versteckte, gefiel dem Hauptmann nicht. Er war ein guter Meteorologe und hatte verschiedentlich die Erfahrung gemacht, daß ein solcher Sonnenuntergang Nebel im Gefolge hatte.

„Ob wir versuchen, zu landen?“ bemerkte er zweifelnd;

aber sein Passagier, Oberleutnant von Blohm, der seine erste Fahrt machte, versuchte eifrig, die Befürchtungen des älteren Kameraden zu widerlegen. Er hatte sich gerade auf eine Nachtfahrt gespitzt und brachte es durch seine Ueberredungskunst denn auch zuletzt so weit, daß der Hauptmann von einer Landung ablah.

Nach und nach wurde es dunkel. Dann und wann leuchtete eine Stadt wie ein funkelnder Edelstein zu den beiden herauf, um bald darauf wieder im Dunkel unterzutauchen.

Kurz nach Neun sprang der Wind plötzlich um und nahm, rechts drehend, an Stärke zu. Mit Windeseile verfolgte der Ballon jetzt seine pfadlose Bahn; die Luftschiffer aber hüllten sich fester in die mitgenommenen Pelze; denn eine mehr bemerkbar und

empfindliche Kälte machte sich mehr und drang den Männern bis auf die Knochen.

Was der Hauptmann vorausgesagt, erfüllte sich schneller, als er selbst wohl geahnt hatte, als er seinen Gegenmaßregeln zu treffen vermochte.

Der Ballon sah nämlich plötzlich im dicksten Nebel.

Wie eine undurchdringliche, wallende Wand legte er sich um Ballon und Gondel und raubte den Luftschiffern jede Fernsicht. Schon wenig später hatte Hauptmann Ehlert jegliche Orientierung verloren. Dabei sauste der Ballon mit fabelhafter Geschwindigkeit weiter in die Nacht hinein.

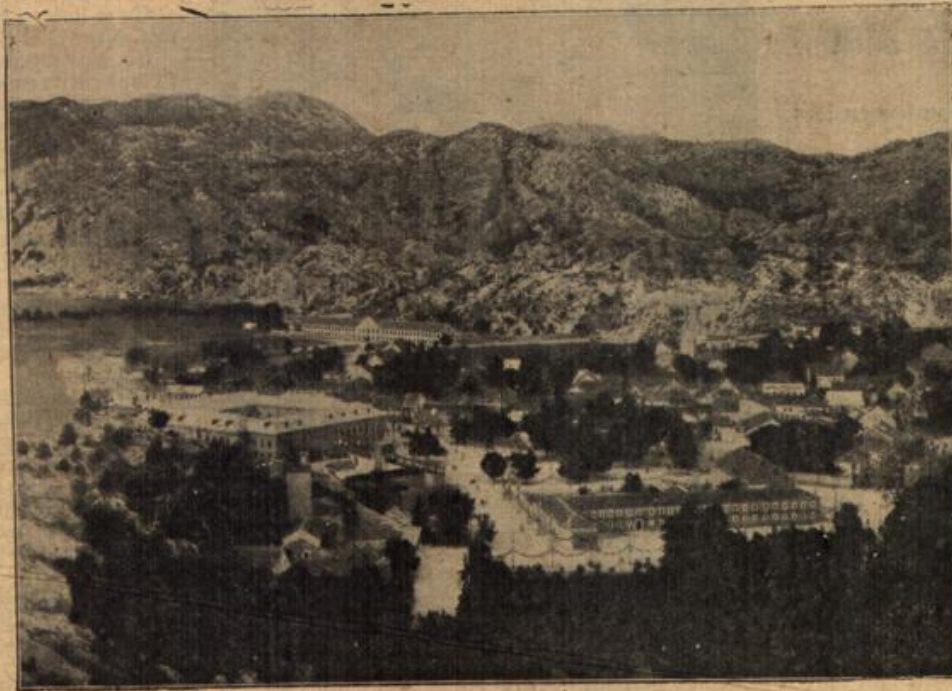
Dem Passagier war nicht wohl zumute. Er war kein Feigling; aber hier, tausend Meter und höher im Luftmeer, vom Nebel umgeben, ergriff ihn ein unerklärliches Unbehagen. Die Situation war ihm eben gänzlich fremd. Unruhig suchte er die Gestalt des Führers; aber ein Blick in das Gesicht des Kameraden in dessen Zügen keine Muskel zuckte, gab ihm die kaltblütige Ruhe wieder. Von jetzt an starrte er schweigend in die Nebelmassen hinaus, bis seine Augen zu schmerzen begannen.

„Wir wollen etwas höher steigen!“ schlug der Führer vor und schüttelte einige Säcke Sandballast über den Korbrand.

Der Wind riß den leichter gewordenen Ballon in die Höhe; aber günstiger wurde die Situation deshalb doch nicht.

„Was wollen wir nun tun?“ forschte der Oberleutnant bedrückt und rieb sich fröstelnd die Hände. Er machte sich jetzt innerlich Vorwürfe, daß er den Kameraden vorhin vom Landen abgehalten hatte.

Der Führer zuckte die Schultern.



Zur Einnahme Cetinjes.

Gesamtaussicht der montenegrinischen Hauptstadt.

Umständen. Vielleicht hatten wir uns bis zum Durchbruch der Sonne oben; denn schließlich sind wir hier oben am sichersten. Leute, die uns beim Landen behilflich sind, werden wir um diese Stunde nicht mehr finden, und außerdem kenne ich das Terrain unter uns ja gar nicht. Meiner Meinung nach treibt uns der Wind nach dem Elsaß oder Südfrankreich zu. Bei Tagesgrauen werden wir uns wohl besser orientieren können. Jedenfalls pflegen Sie erst etwas der Ruhe — ich werde für Sie wachen.“

Gar zu willig befolgte der Oberleutnant den Rat des älteren Kameraden. Er richtete sich so gut es ging ein, und verfiel in einen tiefen Schlaf.

Gegen Mitternacht fühlte er sich heftig am Arm gerüttelt. Erschrocken riß er die Augen auf und blickte in des Hauptmanns Gesicht. Der hatte die elektrische Taschenlampe in Tätigkeit gesetzt, und seinem Gesichtsausdruck sah man an, daß ihn irgend etwas lebhaft beunruhigte. Hastig stieß er hervor:

„Der Ballon fällt permanent. Ich habe schon allen Sand über Bord geworfen. Hören Sie doch, bitte, einmal auf das Geräusch unter uns. Ich höre es schon seit einer Viertelstunde, kann mir aber keinen Bers daraus machen. — Ob es vielleicht der Wind ist, der in den Baumkronen eines großen Waldes rauscht? Wenn ich nur eine Ahnung hätte, wo wir uns annähernd befinden.“

So gut seine Kräfte erlaubten, richtete sich der Oberleutnant in der Gondel empor und wischte sich den Schlaf aus den Augen.

Dann horchte er angestrengt. Um sie her war noch immer derselbe dicke Nebel; aber von unten drang jetzt, deutlicher vernehmbar, ein dumpfes Geräusch. Wie entferntes Donnern klang es; dann wieder wie verebbendes Rauschen.

Ein furchtbarer Gedanke durchzuckte sah den Offizier, und wie er sich umwandte und in das von der Taschenlampe erleuchtete Gesicht des Führers blickte, sah er, daß dieser alle Farbe verloren hatte.

„Das Meer?“ forschte er tonlos.

Der Hauptmann nickte und sah mit starren Augen in die Nebelschwaden hinein. — Während dieser Zeit fiel der Ballon stetig. Plötzlich, in den unteren Regionen, peitschte der Sturm die Nebelschwaden auseinander, sodas sie wie zerrißene Schleier vor dem Ballon herjagten. Gleich darauf brach der Mond hinter den Wolken hervor und nun sahen die Luftschiffer unter sich eine dunkle, wogende Masse, auf der hier und da weiße Schaumkämme aufleuchteten. Immer unheimlicher drang das Brausen zu den Männern empor und eine scharfe Salzbrise erfüllte die Luft.

„Wir müssen unsere Pelze abziehen und über Bord werfen; denn sie belasten den Ballon zu sehr,“ befahl der Hauptmann, der gerade die Meßinstrumente in die Tiefe beförderte. Schweigend entledigte er sich des wärmenden Mantels und willenslos folgte der Passagier seinem Beispiel.

Zähneklappernd hatten sie sich dann in der Gondel dicht zusammen.

Der Ballon stieg auch ein Stückchen; aber nur für kurze Zeit war ein Vorteil gewonnen; denn bald näherte er sich wieder schneller und schneller dem Wogenchaos. Die beiden Männer bissen die Zähne zusammen. Sie hatten jede Hoffnung, jeden aktiven Widerstand gegen das unerbittliche Schicksal aufgegeben und blickten in stumpfer Verzweiflung dem unabwendbaren Ende entgegen.

Wieder schoß jetzt der Ballon, von einem Windstoß getrieben, etliche Meter nach unten, und ein Spritzer ergoß sich in die Gondel, die Luftschiffer bis auf die Haut durchnässend.

Raum einen Meter über den Wellenkämmen ging jetzt die grausige Fahrt weiter.

Mit einem Male sah der Hauptmann, wie vor dem Ballon eine dunkle, schaumgekrönte Wand steil aufwuchs und sich auf die Gondel zuwälzte.



Zur Besetzung des Schlosses Achilleion durch die Franzosen.
Der Eingang des Schlosses auf Korfu, welches Kaiser Wilhelm gehört.

Der Hauptmann krampfte die Finger wie Eisenklammern um die Haltetaue des Korbes, und ob auch sein Körper im Wasser lag, er hielt sich mit schier übermenschlicher Anstrengung fest. Als sich das Seewasser verlaufen hatte, schoß der Ballon fast an die zwanzig Meter in die Höhe. Prustend schüttelte der Hauptmann das Salzwasser vor sich ab.

„Glücklich durchgekommen, Herr von Blohm?“ sagte er; denn der Mond hatte sich wieder vertrocknet, und alles umher war Nacht.

Aber niemand antwortete. Ehlerst stuzte. Von einer bösen Ahnung ergriffen, zog er die Taschenlampe und ließ das Licht aufblitzen — — der Platz in der Gondel war leer.

Ganz fassungslos starrte der Ballonführer in die schwarze Tiefe hinab. Kein Schrei wurde hörbar; nichts verriet, daß sich hier eben eine Tragödie abgepielt hatte und ein junges Menschenleben dem unerfähtlichen Meere zum Opfer gefallen war.

Allmählich gewann der Luftschiffer seine kühle Ueberlegenheit zurück. Er ahnte wohl, daß vielleicht schon die nächsten Minuten über sein Schicksal entscheiden mußten und daß nur ein Wunder ihn vom Tode zu erretten vermochte. Gefaßt zog er daher sein Notizbuch aus dem Jackett und machte beim Scheine der Taschenlampe, so gut es ging, einige auf sein und des Kameraden Schicksal bezügliche Eintragungen.

Der Ballon jagt mit zunehmender Geschwindigkeit wieder nach unten. Instinktiv klammerte sich Ehlerst an, um bei dem tollen Hin- und Herschlagen des Korbes nicht herausgeschleudert zu werden.

„Nun kommt das Ende!“ schoß es ihm durch den Kopf; aber dennoch ließen seine Finger die Haltetaue nicht fahren.

Jetzt faßte eine Bö den Ballon und schnellte ihn ein Stückchen empor.

Wieder trat für Momente der Mond hinter den Wolken hervor.

Da — die Augen des Hauptmannes weiteten sich in ungläubigem Staunen — täuschte er sich? — narrete ihn ein Trugbild der erregten Sehnerven?

Der Teil des Meeres vor ihm wurde vom fahlen Mondlicht mit einem magischen Schimmer übergoßen und er möglichte es ihm, ein weites

Stück der Wasserwüste zu übersehen. Und auf dieser trügerischen Strahlenbrücke kämpfte ein kleines Segelschiff mit den Wogen. Wie ein visionäres Bild tauchte der Segler vor ihm auf, gerade in der Flugbahn des Ballons.

Je näher Ehlerst raste, um so deutlicher vermochte Ehlerst alles zu erkennen. Eine Brigg war es, die dort halbverrad auf den empörten Wogen trieb. Der Fockmast war über Bord; nur der Großmast stand noch und zeigte im Top das internationale Notsignal.

Immer klarer wurde das Bild — jetzt erkannte er auf dem Achterdeck eine dunkle Masse. Es mochte die Mannschaft sein, die sich dort in Todesnot zusammengedrängte.

Weiter raste der Ballon — scharf und deutlich wuchsen die Formen des Schiffes plötzlich dicht vor dem Todgeweihten auf — ein Zusammenprall war unvermeidlich.

Anwillkürlich schloß der Hauptmann die Augen; er fühlte einen heftigen, federnden Stoß, begleitet von dem Empfinden, daß er über den Gondelrand hinweg haltlos ins Leere geschleudert wurde und endlich schwer mit dem Kopfe aufschlug; — dann verließ ihn das Bewußtsein. — —

Seit Sonnenuntergang lenzte die dänische Brigg „St. Croix“ vor Top und Tafel in der sturmgepeitschten Nordsee. Sie kam

von Aruba und war nach Kopenhagen bestimmt. Vor Stunden war der Fockmast über Bord gegangen, und da man ihn nicht schnell genug frei zu fappen vermochte, stieß er mittschiffs ein böses Loch in die Schiffswand.

Das Schicksal der Brigg schien besiegelt. Die Mannschaft arbeitete in Todesverzwelung an den Pumpen, bis den Leuten trotz der Kälte der helle Schweiß von der Stirn perlte; aber von Stunde zu Stunde machte das Schiff mehr Wasser.

Da ließ Erik Michelsen, der alte Kapitän, im Großtop die Notflagge hissen und befahl sein Schiff der Gnade dessen, der über den Wassern thront.

Nun starrten sie mit fieberroten Augen in die Nacht hinaus; aber keine Rakete verhieß Rettung, keines nahenden Schiffes Licht tauchte gleich einem blinkenden Stern am Horizonte auf.

Erik Michelsen rief seine Leute nach achtern; denn dort waren sie vor den überkommenden Brechern noch am sichersten. Nun drängten sie sich, ein Häuflein Verlorener, in brütendem Schweiß auf der Poop zusammen.

Plötzlich ging es wie ein jähes Erschrecken durch die Leute. Dort, fernhin in der Meeresnacht, tauchte es auf wie eine weiße, nebelhafte Wolke — und näher raste es mit gespenstischer Lautlosigkeit, ein schattenhaftes, unbestimmtes Etwas, — ein Dämon der Vernichtung.

„Der fliegende Holländer!“ ging es von Mund zu Mund, und fester drängten sich die Leute aneinander.

Jetzt strich es am Schiff vorüber und mußte den Großwanz gestreift haben; denn die Schiffbrüchigen spürten deutlich den Stoß, der sie alle wanken machte.

Nur Sekunden währte alles; dann tauchte die weiße Wolke in die Finsternis zurück, wie ein teuflischer Spuk, wie ein Trugbild der erregten Phantasie.

„Der fliegende Holländer hat uns gerammt; nun müssen wir in die Tiefe fahren!“ höhnte Olaf Swendsen, der greise Steuermann.

„Er hatte die drei Masten mit schneeweißen Segeln!“ behauptete Bernd Lundquist, der Zimmermann.

„Und seine Gallion war ein scheußliches Gerippe mit grünendem Totenkopf!“ fügte Holger Cassup, der Koch, dumpf hinzu.

So redeten sie und beschrieben sich das nächste Gesicht, das sie gesehen haben wollten, und erwarteten den Tod.

Aber Stunde auf Stunde verrann, und noch immer trieb die Brigg auf ihrer Ladung.

Der Morgen graute, eine sahle Dämmerung breitete sich von Osten her über die Wasserwüste, und schwächer brandeten die Wogen gegen die Seiten des Wracks.

Ein Aufatmen ging durch die Besatzung, und in ihrem Herzen stand die Hoffnung wieder auf.

Ueber das verwüstete Deck arbeiteten sie sich nach den Pumpen, um erneut den Kampf gegen die Elemente aufzunehmen.

Da fanden sie unter der Bad den Körper eines fremden, bewußtlosen Mannes. Er trug eine Soldatenuniform, und Stirn und Kopf bedeckte geronnenes Blut.

Wie der geheimnisvolle Fremde wieder zur Besinnung kam, da klärte sich die rätselhafte Angelegenheit allerdings leicht auf.

„Seht ihr,“ meinte im Mannschaftslogas der Zimmermann, der gerne das große Wort führte, „die Sache ist ja ganz einfach! Der Ballon ist gegen unsere Großwanz geprallt und dabei ist der deutsche Hauptmann an Deck geschleudert worden. Die Brecher haben ihn nachher unter die Bad gewaschen. Wahrhaftig, er kann von Glück sagen, daß er gerettet ist; denn für uns sah es besser aus als für ihn. — Das mit dem fliegenden Holländer war ja auch Unsinn. Der saßt bloß bei Kap Horn.“

„So, und du willst ihn doch heute noch gesehen haben. Du behauptetest doch, er hätte drei Masten mit schneeweißen Segeln gehabt.“ höhnte einer der Matrosen.

Bernd Lundquist sah den Sprecher einen Moment verduht

an; dann spuckte er verächtlich den Priem aus und zog sich wortlos zurück.

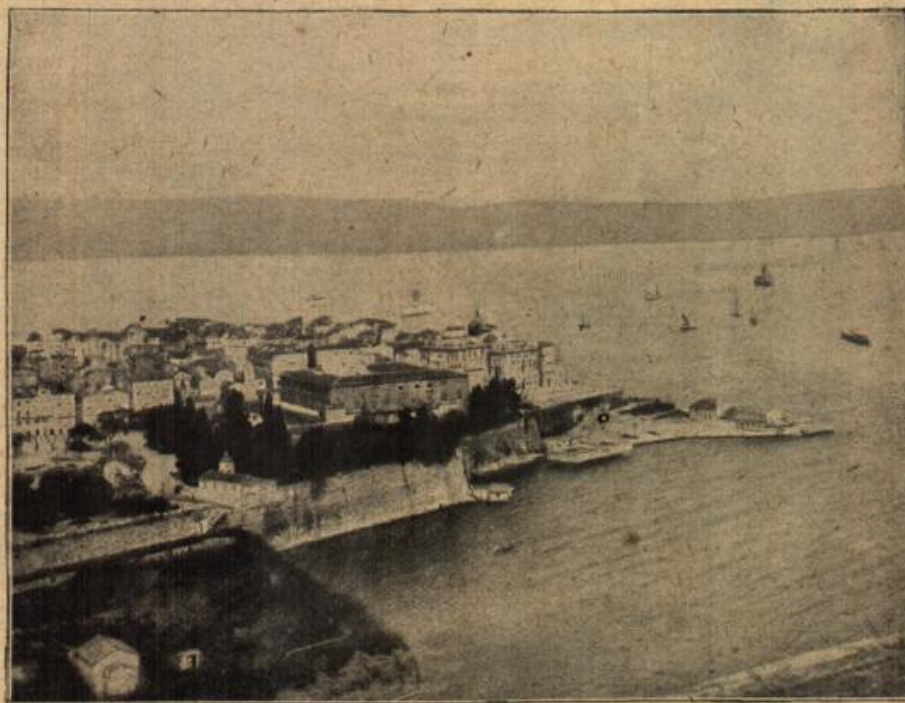
Eine Woche später fand ein Fischer in der Nähe von Kirkwall auf den Orkney-Inseln die angetriebene Hülle eines Freiballons. —

In serbischer Quarantäne.

Reise-Erinnerung von Johanna Weiskirch.

(Nachdruck verboten.)

Wir befanden uns auf der Reise nach Konstantinopel, wohin wir, da mein Mann an das dortige Bauureau der Anatolischen Eisenbahnen berufen war, mit Sack und Pack übersiedelten. In Wien hatten wir uns einige Tage aufgehalten. Als wir am vierten Abend gegen zehn Uhr den Orient-Expresszug zur Weiterfahrt nach der neuen Heimat bestiegen, wurde uns die keineswegs angenehme Mitteilung gemacht, daß umherschwirrender Cholera-Gerüchte halber der sonst direkt bis Konstantinopel durchgehende Luzzuzug nur noch bis Belgrad verkehren dürfe. Wer nach Bulgarien und der Türkei wollte, mußte den allabendlich von der serbischen Hauptstadt abgehenden fahrplanmäßigen Zug benutzen und, je nachdem, eine ein- oder zweimalige Quarantäne durchmachen. Uns stand das letztere bevor. Es war uns keineswegs behaglich zumute, als der Zug von Wien abfuhr und wir unseren Schlafwagen aufsuchten. Das Bemerkte, die schön eingerichteten Wagen des Orient-Express mit einer Cholera-Station vertauschen zu müssen, ließ uns kaum Ruhe finden. In aller Herrgottsfrühe wurden wir denn auch schon in Belgrad aufgefordert, auszustiegen, und unserem Schicksal überlassen. Nach einem in der serbischen Hauptstadt verbrachten Tag voller orientalischer Eindrücke konnten wir abends die Weiterfahrt antreten. Sie ging aber vorläufig nur bis nach Zaribrodan der serbisch-bulgarischen Grenze, wo wir am nächsten Morgen antamen. Abwärts des kleinen Landstädtchens hielt der stark besetzte Zug auf freiem Felde, das, in weitem Umkreis von Militär-Doppelposten abgesperrt, den Zwecken der Quarantäne diente. Es zog sich zu den Füßen der Ausläufer des kleinen Balkan hin und schien sich an der Blut des August vollzogen zu haben, denn



Blick auf den Hafen von Korfu.

Die griechische Insel wurde von den Franzosen besetzt.

die Hitze war schon am frühen Morgen qualvoll. Es dauerte eine Weile, bis wir den Zug verlassen durften, da uns erst unsere Pässe abgefordert und auf der Quarantänepolizei sehr umständlich nachgesehen wurden. Inzwischen hatten wir Zeit, uns von den Wagenfenstern aus etwas umzusehen. Das vor uns liegende Gelände war mit der Aerzte-Station, der Desinfizier-Station und einer ganzen Anzahl kleiner Hütten besetzt, die unserer harrten. Ihre grellweiß gefärbten Wände stachen einem in dem prallen Sonnenlicht derart in die Augen, daß man sie wie glühend schließte mußte, wenn man länger als zwei Minuten hinsah. Allerhand Menschen, Männer und Frauen, standen und gingen hin und her, durch eine am Arm sich befindende weiße Binde als zum Choloragebiet gehörend bezeichnet. Als wir endlich aussteigen durften, ergoß sich ein wahrer Strom von Reisenden der verschiedensten Nationen aus den geöffneten Wagentüren. Geradezu unheimlich sah das Publikum der dritten und vierten Klasse aus. Trotz der Hitze in die dicksten Schafpelze gehüllt, zogen sie mit ihrem Bettwerk, ohne das der Orientale ja kaum reist, und einer Menge nach Hammel und wieder Hammel duftender Gepäckstücke an uns vorüber. Es wurde mir von dem von ihnen ausgehenden Geruch derartig übel, daß ich mich auf einen unserer Handkoffer setzen und, in Ermanglung eines Glases, einen Schluck aus unserer Kognakflasche nehmen mußte. Das hätte mir nun beinahe den Aufenthalt in einer der beiden Isolierzellen eingetragen, da ich mich sehr choleraverdächtig gemacht hatte. Ich wehrte mich natürlich aus Leibestrafen gegen diesen Verdacht. In der Isolierzelle, die sich im Balkangefelle befanden, kam ich vorbei,

...dort angestellte Dragoman noch nicht an Ort und Stelle befand, sondern nur drei serbisch sprechende Beamte, vollzogen sich die Verhandlungen sehr umständlich auf dem Wege der Geiste. Es wurde uns bedeutet, uns der auf unserem Leib sich befindenden Kleider und Wäsche zum Zwecke der Desinfektion zu entledigen und so lange in einem uns angewiesenen Raum unsere Blöße mit einem Stück aus den Handtüchern zu bedecken. Diese und teils empörend, teils humoristisch berührende Zumutung wurde, als wir ihr nicht gleich nachkamen, so nachdrücklich wiederholt, daß uns nichts anderes übrig blieb, ihr zu folgen.

Nach etwa einer viertel Stunde konnten wir wieder in die aus dem Dampfkessel kommenden, feuchten und total verknitterten Sachen kriechen. Namentlich bot ich einen geradezu niederschmetternden Anblick. Ich kam mir selbst vor, als ob ich im Pöfelsaß gelegen hätte. Während wir nun endlich nach unserer Hütte gebracht wurden, blieb unser Gepäck zur gleichen Behandlung wie unsere Kleider zurück. Daß ich in Tränen des Zornes ausbrach, als ich nach einer Stunde meine schönen neuen Blusen wieder sah, wird niemanden wunderbarlich scheinen. Einem Anzug meines Mannes und zweien meiner Blusen hat auch ein sehr guter Schneider Konstantinopels nicht wieder zur alten Glätte verhelfen können.

Als wir in unserem feucht-verknitterten Zustand an der für uns bestimmten Hütte ankamen, empfing uns auf deren Schwelle eine männliche Gestalt, die sich uns für die Lage der Quarantäne als unser Diener vorstellte. Auch nur durch Gesten, denn der Mann oder besser gesagt: das, was von ihm übrig war — sprach nur serbisch. Er hatte nur einen Arm und ein so entsetzliches nasenloses Gesicht, daß man vor Schrecken hätte bei seinem Anblick die Cholera bekommen können, wenn er nicht sehr gutmütige Augen gehabt hätte. Dienstfertig öffnete er uns die aus dem winzigen Vorraum in das einzige Gemach der Hütte führende Tür und sah uns strahlend an, als wolle er sagen: Nicht wahr, da läßt sich's drin aushalten? Ihm, der bis zum Tage vorher die Ziegen eines Bauern im Balkan hütete, mag der Raum wie ein Palast vorgekommen sein, uns verfiel bei seinem Anblick die Sprache. Mein Mann und ich dachten in diesem Augenblick dasselbe: Wenn wir aus dieser Behausung gesund hinauskommen sollen, muß es gut gehen! Das Mobiliar bestand aus zwei pritschenähnlichen, furchtbar nach ungewaschener Schafwolle riechenden Betten, einem Tisch, der aus einem in den Boden eingerammten Holzpfehl draußgenageltem Kistendeckel gemacht war, einem wackeligen Stuhl, einer verbeulten und verrosteten Blechwaschschüssel und einem Handtuch. Als sich unser Diener, dem es bei unserem Stummsein offenbar unbehaglich wurde, aus der Stube schlich, ließen wir uns, mein Mann auf den Rand einer Pritsche, ich auf den wackeligen Stuhl, nieder und sahen einander an. Und plötzlich mußten wir lachen. Aber eine Weile dauerte es doch noch, ehe wir im Stande waren, die ganze Situation nur noch humoristisch zu nehmen.

Inzwischen hatten sich auch die Nachbarhütten mit Schiffsalgen besetzt. Alle Sprachen schlugen uns ans Ohr, auch deutsche Laute. Das hören und hinaussehen war für uns das Wert der nächsten Minute. Ein Landsmann, Vertreter einer großen Exportfirma, ein wahrer Hüne von Gestalt, schleppte eben im Schweiß seines Angesichtes sein Gepäck lachend in die gegenüberliegende Hütte. Ihm folgten als seine Zimmergefährten ein Bulgare, ein gleich meinem Mann an die Anatolischen Bahnen berufener Schweizer, ein Franzose und ein zur englischen Botschaft Konstantinopels gehörender höherer Beamter. Auch ihnen stellte sich an der Schwelle ihrer Hütte ein dienstbarer Geist vor, der zwar weniger gutmütig, aber dafür bedeutend intelligenter aus- sah, als der unsere.

Der bulgarische Reisegenosse, der sehr gut serbisch sprach, erwies sich dabei von unschätzbarem Wert. Die dienstbaren Geister flogen unter seinem Kommando nur so, um alles Mögliche herbeizuschaffen. Vor allen Dingen eine Mahlzeit aus der Quarantäneküche. Es gab vielerlei Gerichte für gutes Geld, die nicht schlecht zubereitet waren, aber meist aus fürchtbar scharf mit Paprika gewürzten Speisen die aus Huhn und Hammel bestanden. Unter dessen kamen auch der Chefarzt und ein Unterarzt, um sich, des uns anhaftenden Choleraverdachts halber, aus einiger Entfernung, nach unserem Befinden und etwaigen Wünschen zu erkundigen. Das Wünschen, dem doch kein Erfüllen geworden wäre, unterließen wir und halfen uns so viel als möglich selbst. Wir schlepten das Bettwerk zum Ausdunsten ins Freie und lüfteten unsere Hütten, um es zur Nacht darin aushalten zu können. Den Tag über lagerten wir im Schatten, den unsere Behausungen warfen. So gut es ging, vertrieben wir uns die Zeit mit Lesen, Plaudern und Spielen, mit Essen und Trinken.

Der Bulgare entpuppte sich als reines Kochgenie. Unsere Diener hatten einen ganzen Hammel besorgt, den er kunstgerecht am Spieß bratete. Außerhalb der Absperrungslinie hatten sich eine Menge fliegender Händler eingefunden, die alle denkbaren Lebensmittel feilboten. Auch mehrere türkische Kaffeeköche hatten sich dort etabliert, die sehr viel Zuspruch fanden. Was wir kauften,

wurde uns über den Drahtzaun zugeworfen, und das Geld mußten wir in an langen Stangen befestigte Gefäße mit Karbolwasser werfen, aus denen es die Händler herausfischten. In der Tat befand sich nicht ein Cholerafranker unter der ganzen großen Reisegesellschaft, die von Tag zu Tag anschwoll, was nicht wenig zu unserer, sich mehr und mehr steigenden guten Stimmung beitrug. Nur der Engländer war den ganzen Tag am schimpfen. Er konnte es nicht begreifen, daß man einen Sohn des freien Albion, noch dazu in seiner Stellung, in einer so menschenwürdigen Behausung festhalten könne. Eine Depesche nach der anderen schickte er an das englische Konsulat von Sofia, um aus der Quarantäne befreit zu werden, aber es half ihm nichts. Er mußte es genau so gut wie alle anderen drei Tage



Siegesbeute.
Im Osten erbeutete japanische Schiffskanone.

in Zaribrod aushalten. Er verfiel auf alle möglichen Ideen, von denen eine verrückter war als die andere, um die Zeit totzuschlagen, und verdarb uns damit manche Stunde.

Wir litten sehr unter der furchtbaren Hitze der Augusttage. Dabei waren die Nächte geradezu kalt. So lange als möglich blieben wir des abends, in unsere Reisedecken gehüllt, draußen, um der widerlichen Ausdünstung der Betten, bei denen alles Lüften nichts half, zu entgehen. Ich habe mich in den drei Nächten nicht entkleidet, um nicht mit der Bettwäsche in direkte Berührung zu kommen. Und doch wären wir schließlich damit einverstanden gewesen, wenn wir die uns an der bulgarisch-türkischen Grenze in Mustafa-Pascha winkenden Quarantänetape gleich in Zaribrod hätten abmachen dürfen. Man bereitete uns nämlich auf weit Schlimmeres als in Zaribrod vor. Um so angenehmer waren wir überrascht, als wir das Gegenteil erfuhren. Ich habe schon damals die Türken in mein Herz geschlossen. denn wir waren in Mustafa-Paschas breitläufiger Quarantäne geradezu vornehm und luxuriös aufgehoben.

Die Cholerahütten waren im Verhältnis zu denen von Zaribrod kleine Billen, die Betten ausgezeichnet und die Küche für die europäischen Reisenden ihren Gewohnheiten entsprechend. Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich annehme, daß der Krieg die Cholerahütten von Zaribrod längst vom Erdboden gefegt hat.

Sprüche.

Man kennt seine eigenen Talente erst, nachdem man den Versuch damit gemacht hat.

Wem Zweifel an dem Herzen nagt,
Dem ist der Seele Ruh' versagt.
Geziert ist und zugleich entstellt,
Wo Unlauteres sich gesellt
Zu des kühnen Mannes Preis
Wie bei der Ester Schwarz zu Weiß.

Der Landwehrmann von 1814. Ein Hauptmann schreibt aus dem Felde: In Nr. 1 Ihres Blattes ist in „Scherz und Ernst“ das Signalement eines Landwehrmannes von 1814 abgedruckt. Dabei steht hinter der Größenangabe 2 Zoll ein ?. Die Sache klärt sich wie folgt auf: Solange mit Fun und Zoll gerechnet wurde, wurden nur die Zoll und Strichzentimeter über 5 Fun in der Nationale angegeben. 5 Fun mußte eben jeder sein. Der Betreffende war also 5 Fuß und 2 Zoll hoch.

Oesterreichischer Schwertadel. Auch für reichsdeutsche Leser der Kenntnis wert ist eine allerhöchster Entschliebung des Kaisers Franz Joseph betreffend die Verleihung von Adels-titeln usw. für Verdienst im Heeres- und Kriegsdienste, die kürzlich bekanntgeworden ist. Die Hauptbestimmungen darin sind, daß zunächst jeder Offizier des Soldatenstandes, der vor dem Feinde gebient, mindestens an einer feindlichen Begebenheit tatsäclich teilgenommen, ein stetes Wohlverhalten an den Tag gelegt hat und eine dreißigjährige Dienstzeit nachweisen kann, auf sein Ansuchen taxfrei, je nach der Staatsangehörigkeit, den oesterreichischen oder den ungarischen Adel erhalten wird. Die gleiche Begünstigung wird auch jenen Offizieren des Soldatenstandes zuteil werden, die eine unter stetem Wohlverhalten zurückgelegte Dienstzeit von vierzig Jahren nachzuweisen vermögen. „Standeserhöhungen“ infolge des Erwerbes von oesterreichischen Orden gibt es jetzt nur noch beim Militär-Theresien-Orden. Dieser bringt, ohne Rücksicht auf die Staatsangehörigkeit, ohne weiters den oesterreichischen erblichen Ritter-Titel, auf Ansuchen den oesterreichischen erblichen Freiherrn-Titel mit sich. Es ist der oesterreichisch-ungarische „Pour le Merite.“ Beachtenswert sind dann noch folgende Bestimmungen Das „Ehrenwort“, wie man das bei unseren Bundesgenossen nennt, „Edler“ kann nur von Bewerbern um den oesterreichischen Adel nachgesucht werden, weil es bei dem ungarischen Adel nicht vorkommt. Wird ein „Prädikat“ (z. B. „von Lanzener“ in dem Namen: „Hachling von Lanzener“) erbeten, dann müssen mit Rücksicht

darauf, daß ein oder das andere Prädikat sich zur Vergebung nicht eignen könnte, deren drei oder mehrere, und zwar in der Reihenfolge, in der die Verleihung im Falle der Ausschließung des einen oder anderen gewünscht wird, angeführt werden. Für den oesterreichischen Adel ist die Verleihung willkürlich erkundener, durch nicht begründeter „Prädikate“ nicht statthaft. Nur hervorragende Waffentaten berechtigten oder Ortsnamen, Namen von Flüssen oder Gegenden als „Prädikate“ zu erbitten. Für den ungarischen Adel gilt, daß das zur Annahme gewünschte „Prädikat“ einem im Gebiete der Länder der Krone Ungarns bestehenden Orte, Anwesen, einer Gemeinde oder Buhta usw. entnommen werde und der Gesuchsteller mit diesem gewählten oder erbetenen Prädikatsnamen einen Zusammenhang durch Geburt, Abstammung, Besitz usw. nachweisen können

Der Herr Wachtmeister mußte sich gar oft über seine kriegsreiwilligen Herren Reiter ärgern. Als Kamerad Lehmann sich beim Reinigen des Stalles etwas schüchtern zeigte, sagte der Gewaltige: „Ja, Herr Kriegreiwilliger, was sind Sie denn im Zivill?“ — Lehmann: „Student der Nationalökonomie, Herr Wachtmeister.“ — Wachtmeister: „Schau, Schau! Da studieren die Herren auf die Oekonomie — aber net amal an' Stall könne s' misten.“
Unter Studenten. „Du gehst in der letzten Zeit so traurig einher; machen dir deine alten Schulden so viele Sorgen?“ — „Das nicht; ich überlege nur, wie ich neue machen kann.“
Einladung. Vorsitzender: „Unserm Verein möchten Sie beitreten? Seien Sie uns willkommen — gerade haben wir wieder einen hinausgeschmissen!“

Galgenhumor. „So viele Tiere wie ihr um euch habt! ... Da sitzen ja fünf Raben herum — einen Papagei und einen Affen habt ihr auch?“ — „Na, ja, das ist auch das einzige Paradiesische meiner Ehe!“

Die redselige Gattin. Kaufmann (der seit einer Viertelstunde am Telephon steht, zum Lehring): „Hier, halten Sie mal den Hörer, Wilhelm, so lange meine Frau mit mir spricht! Zu antworten brauchen Sie nichts, nur wenn sie fragt: „Bist du noch da, Jakob?“ dann sagen Sie: „Jawohl, liebe Annette!“

Unbedachte Rechtsfertigung. Bürgermeister: „Sie sollen gestern im Wirtshaus im Gespräch mit einem Fremden ordentlich über mich geschimpft haben: Ich sei ein Trottel, ein Dummkopf.“ — Beamter: „Das ist

nicht wahr, Herr Bürgermeister ... über Ihre Amtstätigkeit haben wir überhaupt gar nicht gesprochen.“

Dienstgemäß. Bahnverwaltersgattin (zu ihrer Freundin): „Um Gottes willen, nimm dir keinen Bahnbeamten zum Mann — die Menschen sind ja schrecklich! — Der meinige muß in der Frühe um 6,23 Uhr geweckt werden, um 6,37 frühstückt er, das Mittagessen muß um 11,59 Uhr bereit sein, und um 7,26 Uhr geht er zum Bier.“

Rätsel.

Es gibt in Frankreich eine Frau, Die, mag man sie auch rückwärts lesen, Troßdem verbleibet ganz genau Zu jeder Zeit dasselbe Wesen. In Deutschland, wo sie auch einst war, Ist sie jetzt ihres Dienstes bar.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Weibisch, Eibisch.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur L. Kellen, Bredeneß (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Bredeß & Koenen, Ess. u. (Ruhr).



Zum Brande von Bergen.

Straßenbild aus der durch ein Schwandfeuer zum großen Teil vernichteten norwegischen Stadt.

muß. Ausnahmungsweise können jedoch auch solche ausländische Orte in Vorschlag gebracht werden, an denen sich der Adels-erwerber durch eine hervorragende Waffentat ausgezeichnet hat. Die Verleihung eines von einer anderen adeligen Familie in der Vergangenheit oder Gegenwart bereits gebrauchten „Prädikates“ steht mit der Gesetzesübung Ungarns nicht im Widerspruch, doch sind bloß solche Vorschläge statthaft, deren Annahme nicht eine Verwechslung der neugeadelten Adelsfamilie mit einer alten Adelsfamilie nach sich ziehen würde. Namen von Städten mit Municipalrecht oder mit geregelter Magistrat können nur ganz ausnahmungsweise, falls außergewöhnlich berücksichtigungswerte Umstände vorliegen, als „Prädikate“ in Vorschlag gebracht werden. — Dies die hauptsächlichsten der in Betracht kommenden Bestimmungen, die hier absichtlich fast genau in Ur-Wortlaute mitgeteilt wurden. Sie lassen erkennen, daß der oesterreichisch-ungarische Schwertadel“ nach dem großen, gegenwärtigen Krieg, infolge der gewaltigen Waffentaten unserer Bundesgenossen, eine beträchtliche Vermehrung erfahren wird.